

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Band: - (1992-1993)
Heft: 44

Artikel: Ich brannte an beiden Enden
Autor: Bieri, Ruth / Hürlimann, Hélène
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich brannte an beiden Enden

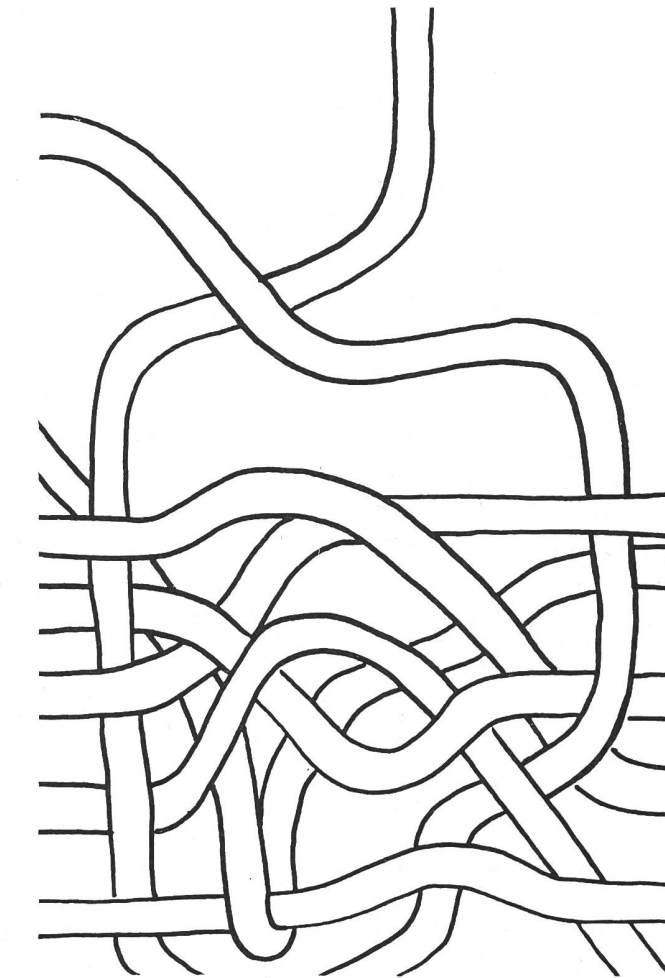
Ruth Bieri hatte Krebs. Vor sechs Jahren spürte sie die ersten Symptome. Ein Jahr lang wurde sie behandelt: Operationen, Chemotherapie, Bestrahlung. Jetzt ist sie wieder gesund. Angst vor Krebs hat sie immer weniger.

Von Hélène Hürlimann

Ein funkiger Bassgroove, dazu eine Melodie und sinnliche Texte über Liebe und Leben. Ruth spielt Synthi und singt am LoRa Frauenfest... Natürlich merkt frau nicht, dass sie krank war, dass sie damals, vor gut fünf Jahren, mit Verdacht auf Lymphdrüsenkrebs im Züricher Unispital lag.

«Plötzlich hab ich gewusst, dass ich todkrank bin.»

Im Winter vor sechs Jahren fühlte Ruth sich immer schlechter. Vor allem körperlich. Zuerst hörte sie mit dem Rauchen auf. Besser erging es ihr deshalb nicht. Dann trank sie keinen Alkohol mehr, trotzdem hatte sie immer weniger Energie. Ihre Physiotherapeutin sagte ihr, sie solle ein wenig zurückstecken, nicht immer soviel unternehmen. Als Musikerin war Ruth oft unterwegs. Sie unterrichtete Klavier, Saxophon und Synthi, spielte selbst noch in einer Band oft an Konzerten. Die Erschöpfung blieb, «es war, als brannte ich an beiden Enden», sagt Ruth. Sie verlor Gewicht und hatte nachts Schweissausbrüche. Sie nahm sich Urlaub und fuhr nach Sardinien. «Wenn es nach dem Urlaub nicht besser ist, suche ich meinen Hausarzt auf», nahm sie sich vor. Im Urlaub fühlte sie sich auch nicht besser. «Dort gab mir mein Körper ein klares Zeichen, das sich nicht durch den Hodgkin erklären lässt. Ich hatte eine Art Kreislaufzusammenbruch. Da hab ich gewusst, dass ich todkrank bin. Ich war wahnsinnig traurig und weinte, ich war doch so jung.» Darauf ging sie zum Arzt. Der Arzt beruhigte sie, es sei doch sicher nicht so schlimm. Zwei Tage darauf rief der Arzt Ruth an und sagte ihr, dass etwas mit der Blutsenkung nicht in Ordnung sei. Bei der nächsten Untersuchung wurde ein Bild vom Thorax gemacht: Unter dem Brustbein waren deutlich zwei faustgrosse Tumore zu se-



hen. Nur durch eine Operation konnte eine genaue Diagnose erstellt werden. Ruth wurde weiter von ihrem Hausarzt untersucht, durchleuchtet und gefilmt. Der schrieb auf, was er vermutete, natürlich lateinisch, um die LaiInnen nicht zu erschrecken: Morbus Hodgkin, die Hodgkinsche Krankheit, Lymphdrüsenkrebs. Eine von Ruths Freundinnen hat sich nicht mehr davon erholt, daher wusste sie, was das heisst. Bei diver-

sen AlternativmedizinerInnen klärte sie ab, ob es vielleicht eine andere Möglichkeit gäbe, als sich operieren zu lassen. Das gab es nicht, alle rieten ihr zur Schulmedizin. «Ich wünschte mir eine Beratungsstelle, die dich über die verschiedenen Therapiemöglichkeiten informieren. Das musst du dir sonst alles selbst zusammensuchen. Eine Heilerin, die sie in letzter Verzweiflung anrief, konnte auch nicht weiterhelfen, zumal Heile-

rInnen im Kanton Zürich keine Diagnosen stellen dürfen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, sie musste sich operieren lassen, um eine klare Diagnose zu erhalten. Zu dieser Zeit spielte Ruth in einer Band. Vier Tage bevor sie ins Spital musste, hatte sie ihr letztes Konzert vor der Operation. «Ich stand auf der Bühne, ich dachte, dahin komm ich nie mehr zurück, plötzlich erlebte ich alles sehr intensiv.»

«Früher hab' ich immer gedacht, ich wäre ein Krebs-Typ.»

Anne Cuneo schrieb in ihrem Buch «Eine Messerspitze blau», dass Krebs eine Krankheit des Kapitalismus sei. Ruth weiss nicht, ob das wirklich zutrifft. «Der Hodgkin tritt vermehrt bei jungen Leuten auf, möglich, dass das mit der Lebensweise zusammenhängt.» Und dann sei sie in den Fünfzigern hier aufgewachsen. Damals war die radioaktive Strahlung in der Luft höher als nach Tschernobyl, kein Mensch habe sich darum gekümmert, alle haben Gemüse gegessen und Milch getrunken. «Früher» erzählt Ruth, «dachte ich immer, ich wäre ein Krebs-Typ, ich war immer ruhig, sagte selten, wenn mich etwas bedrückte.» Das hat sich geändert. Nie zuvor hatte sie so intensive Freundschaften, wie in der Zeit, als sie krank wurde. Sie sagt, es wäre das erste Mal in ihrem Leben gewesen, wo sie so eine Krankheit auch ÜBERleben könnte.

Im Spital telefonierte sie mit ihrer Mutter, die bei Elsbeth, einer Bekannten, im Tessin zu Besuch war. Die Bekannte lud Ruth ein, sie solle sich doch bei ihr ein wenig erholen. Obwohl Ruth Elsbeth nur zweimal gesehen hatte, fühlte sie sich immer sehr mit ihr verbunden. Daher war diese Einladung der rettende Gedanke.

Nach drei Tagen Spitalaufenthalt wurde Ruth operiert. In diesen drei Tagen fand sie Zeit, die

Spitalatmosphäre kennenzulernen. Wenn sie etwas wissen wollte, musste sie fragen. Alles wurde ihr gesagt, bloss fragen musste sie, was manchmal mühsam war. Ihre Freundin besuchte sie oft und stützte sie, fragte weiter, wenn Ruth nicht mehr konnte. Nach der Operation waren die ÄrztInnen immer noch nicht klüger, sie hatten zwar Gewebe entnommen, aber nicht genug, um wirklich sicher zu sein, dass keine Krebszellen im Körper wuchern. Also wurde Ruth nochmals operiert. Unter der Brust aufgeschnitten, die Brust zurückgeklappt, ein Rippchen zersägt, bis der Chirurg zum Tumor gestossen war und ein grösseres Gewebestück rausschneiden konnte. Nach dieser zweiten Operation lag sie zwei Tage auf der Intensivstation, an unzähligen Schläuchen angehängt. Der Chirurg analysierte gleich selbst ein Stück Gewebe, auch diesmal fand er keine Krebszellen. Sie habe sicher etwas anderes, meinte er, vielleicht sei es AIDS, ob sie schon einmal einen AIDS-Test gemacht hätte. Das andere Gewebe lag in der Pathologie zur Analyse bereit. Ruth begann zu hoffen, dass sie vielleicht doch nicht Krebs habe.

«Ich möchte einmal nicht mehr müssen müssen.»

Im Spital hatte Ruth viel Zeit nachzudenken: «Mein Gott, muss ich sterben, jetzt, da sind alle Farben plötzlich anders, und der Himmel, auch der Klang der Stimmen, die du doch täglich hörst. Alles zieht sich zusammen zu seiner Essenz. Warum? Warum? Warum muss ich jetzt sterben? Will ich denn sterben? Diese Frage habe ich mir gestellt in jener ersten Spitalnacht und die Antwort war – irgendwie – ja. Auf einer bestimmten Ebene meines Seins will ich tatsächlich sterben. Und gleichzeitig diese Müdigkeit, diese unsägliche Müdigkeit. Ich möchte einmal nicht mehr müssen müssen. Immer muss ich müssen in meinem Leben. Ich muss erfolgreich sein, schön sein, gut sein, geduldig sein, aktiv sein, fröhlich sein, gebildet sein, modern sein, originell sein, unabhängig sein, in Form sein, verlässlich sein, interessiert sein, speziell sein, normal sein, cool sein, über den Dingen stehen – ich kann nicht mehr. Das ist alles aufgeplatzt in meiner Krankheit, und wenn ich nicht sterben will, dann geh ich auf einen anderen Stern, weg, fort, wo niemand etwas weiss über mich, ich streife alles ab und bin, wie ich einmal war, wie ich vielleicht wirklich bin – deshalb war der Gedanke, zu Elsbeth zu fahren, der rettende Gedanke. Das Bild einer Frau irgendwo in meiner Kindheit in mein Herz geschlossen, da muss ich hinfahren. Das gehörte alles zu dieser ersten

Spitalnacht, zum Bild, an beiden Enden zu brennen, mich selbst zu verzehren. Also hat Anne Cuneo in diesem Sinn natürlich Recht, dies hat sehr viel mit unserer Gesellschaft zu tun. Wo finde ich denn die Balance zwischen Wollen und Können? Den äusseren und inneren Ansprüchen? Wie finde ich von meinen Vorstellungen, wie es sein sollte, zu dem, was wirklich ist?»

«Sterben musst Du alleine, da ist dann niemand mehr.»

Am Tag, als Ruth aus dem Spital entlassen wurde, kam die defini-

zwei Nächten eines Chemostoses war es ihr schlecht. Sie erbrach sich dauernd. Danach hat sich der Körper an das Gift gewöhnt. Das Katergefühl blieb, wenn sie Medikamente nahm. In den Wochen zwischen der Therapie ging es ihr gut. Sie musste nicht arbeiten.

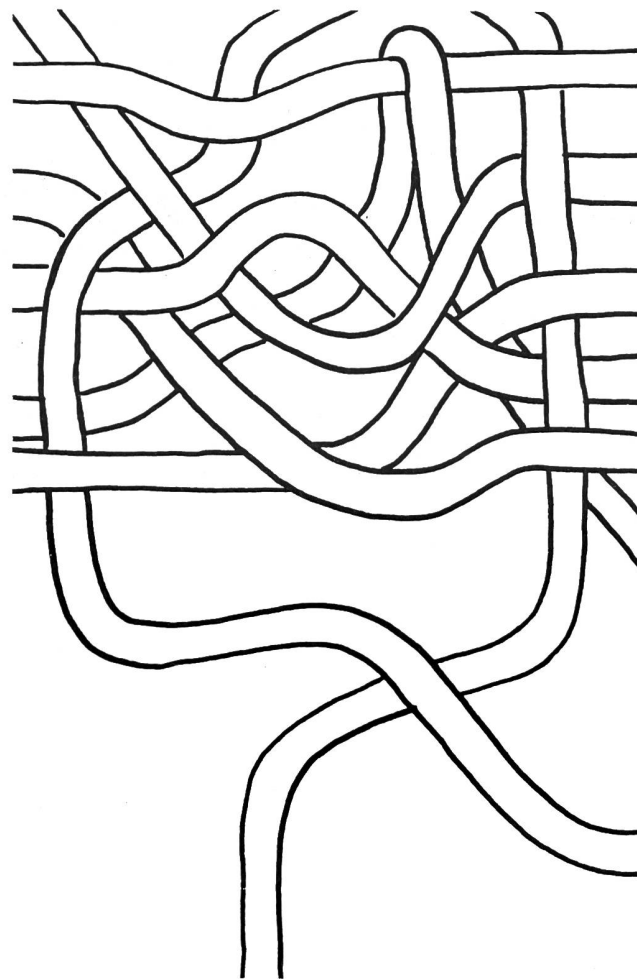
Nach dem ersten Stoss fuhr sie zu Elsbeth und erlebte eine sehr gute Zeit. Sie brauchte sich um nichts zu kümmern und wurde den ganzen Tag umsorgt. Einmal konnte sie einfach nur nehmen. Sie genoss die Aussicht und sprach mit Elsbeth, das hat ihr Kraft gegeben. Wieder zurück in Zürich, traf sie sich oft mit FreundInnen. Sprach mit ihnen

niemand mehr.» Die Chemotherapie zog sich länger hin als geplant. Die weissen Blutkörperchen vermehrten sich zeitweise nur langsam, sie musste pausieren. Dass ihr während der Chemotherapie die Kopfhare ausgingen, machte ihr nicht sehr viel aus. «Zu dieser Zeit war es in, eine Glatze zu haben.» Eine Glatze gehört zur Chemo, das wissen heute alle. Aber auch die Schamhaare fielen ihr aus. «Das war schlimm für mich, plötzlich siehst Du wieder aus wie ein Mädchen, die Mens bleibt aus, die Sexualität wird dir genommen.» Zur Chemotherapie kam später auch radioaktive Bestrahlung hinzu. Von der war anfangs keine Rede. Die Bestrahlung fand Ruth viel schlimmer als die Chemotherapie. «Es ist so unpersönlich, du steigst in die Tiefen des Unspitals, bist fünf Minuten dort und wirst eine Minute bestrahlt. Bei der ambulanten Chemotherapie war es sehr familiär, ich kannte die Schwestern und die PatientInnen.»

«Ich bin gesund.»

Ein Jahr nach dem ersten Arztbesuch war die Therapie endlich beendet. Einmal, nach weiteren zwei Jahren, hatte Ruth plötzlich Angst, sie sei wieder krank. Sofort liess sie sich untersuchen, alles war in Ordnung. Erst nach einem weiteren Jahr konnte Ruth sagen: «Ich bin gesund.» Eine Alternativmedizinerin, die sie aufgesucht hatte, meinte, dass die Krankheit immer noch da sei. Ruth aber fühlte sich nicht mehr länger krank, sie wollte etwas für ihre Gesundheit tun, nicht gegen ihre Krankheit. Es war ein wichtiger Schritt, sich aus der Abhängigkeit von ÄrztInnen und TherapeutInnen zu lösen und die Verantwortung für sich wieder selbst zu übernehmen. Jetzt hat sie selten Angst, dass sie wieder krank werde und Krebs habe. Natürlich, wenn es psychisch mal nicht so gut geht, kommen solche Gedanken hoch, doch «mir bedeutet das Leben viel mehr, ich geb nicht einfach auf, ich liebe das Leben.»

Ein harmonischer Klangteppich macht sich breit, am LoRa-Frauenfest. Ruth steht auf der Bühne, hinter dem Synthi. Sie singt: «In the morning I woke up and I felt that I was hungry in a way I never was before.» (Am Morgen wachte ich auf und fühlte, dass ich hungrig war, wie nie zuvor.)



tive Diagnose: Krebs, Hodgkin, wie vermutet. Nun musste sie sich überlegen, ob sie eine Chemotherapie machen wollte. Alternativen gab es keine. Das hiess: Zwei Wochen Chemo, zwei Wochen Pause. Zusätzlich machte sie eine Therapie, um die Energien in den Körpermeridianen zu stabilisieren. Eine Kombination mit Farben und Akupressur, auch gegen die Nebenwirkungen der Chemotherapie. Während den ersten

offen über Krebs, über Todesängste und sah deren Betroffenheit. Ein Tabuthema war plötzlich zentral in ihrem Leben. Sie wollte und konnte nicht allein sein damit. Heute denkt sie, dass es eine gute Zeit gewesen sei, diese Krankheit. Mit dem Tod hat Ruth sich oft beschäftigt. «Ich merkte zwar, dass ich ein sehr gutes soziales Netz habe, das mich trägt. Es wurde mir aber auch bewusst, dass du alleine sterben musst, da ist dann